



Daniela Wander

Die Erbin
der
Burg

Weltbild

Farbenprächtig geschildert - ein bewegender historischer Frauenroman

»Elender Bankert!«. Die Worte schrillen Philipa noch in den Ohren, als Burg Aichbergen schon längst hinter ihr liegt. Seit ihre Stiefmutter damit gedroht hat, sie dem habgierigen Ritter Johann Rischen zur Frau zu geben, ist sie auf der Flucht. Erst als sie die sicheren Tore Kölns erreicht, erkennt Philipa, welchen Preis sie für ihre Freiheit zahlt. Doch selbst als Hunger und Einsamkeit die junge Frau verzweifeln lassen, bewahrt sie das Geheimnis ihrer Herkunft. Sie ahnt jedoch nicht, dass ihre Stiefmutter sie durch den finsternen Manfredus verfolgen lässt. Er soll Philipa nach Hause bringen, notfalls mit Gewalt.

Daniela Wander

Die Erbin der Burg

Historischer Roman

Weltbild

Die Autorin

Daniela Wander hat ihr Studium der Kunstgeschichte, Ethnologie und Pädagogik an den Universitäten Hamburg und Köln 1987 mit dem Magister Artium abgeschlossen. Anschließend hat sie zehn Jahre als Kunstexpertin gearbeitet. Die Autorin ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Düsseldorf. Die Erbin der Burg ist ihr zweiter Roman.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Daniela Wander und Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerner Furt, 86167 Augsburg

Covergestaltung: *zeichenpool, München

Titelmotiv: Shutterstock (© Maugli; Elenhil); akg Images, Berlin (© Electa; akg-images)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-376-3

Inhalt

Köln – Sommer 1252	>
Die Gaukler – 1252 bis 1253	>
Burg Borgewig – Winter 1253/1254	>
Veränderungen – 1254 bis 1255	>
Köln – Sommer 1255	>
Albrecht – Winter 1255/1256	>
Die Reise – Frühling 1256	>
Nowgorod – Sommer bis Herbst 1256	>
Richard – Frühling 1257	>
Russische Wälder – Sommer 1257	>
Heimkehr – Herbst 1257 bis Sommer 1258	>

Köln

Sommer 1252

Es ist nicht ganz einfach, mitten im pulsierenden Treiben einer Großstadt zu stehen, wenn man in seinem Leben nie mehr als ein paar Dutzend Menschen auf einmal gesehen hat.

Philipa mit ihren vierzehn Jahren hatte wenigstens ab und an ihren Vater auf dessen Ritten über seine Ländereien begleitet und so nicht nur das Dorf zu Füßen der Burg kennengelernt, aber Roland und Gysela hatten diese nie verlassen und waren noch verwirrter als ihre Schwester. Besonders welterfahren fühlte diese sich allerdings auch nicht. Wenigstens hatten sie Minni bei sich. Der Hund war die letzte Verbindung zu früher und der einzige Schutz, den sie hatten.

»Du, Pippa, warum ist die Kirche ganz kaputt?« fragte Roland und zupfte sie am Ärmel.

Vor ihnen lag der mächtige Dom, geistliche Heimat des Kölner Erzbischofs und von Ausmaßen, welche die den Kindern vertraute Burgkapelle von Aichbergen rückblickend mehr oder weniger als Kaninchenstall wirken ließ. Sämtliche Burgbewohner und dazu noch das ganze Dorf hätten spielend in ihm Platz gefunden und sich immer noch verloren gefühlt. Aber so mächtig sie von vorne und der Seite wirkte, so plötzlich brach sie hinten einfach ab. Roland hatte recht, es sah komisch aus.

Philipa hob unbehaglich ihre Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht ist sie eingestürzt, und sie bauen sie jetzt neu?«

Ihr kleiner Bruder blickte fachmännisch zum Himmel und prüfte den Stand der Sonne. »Das ist im Osten, das Kaputte. Die bauen einen neuen Chor. Vielleicht war ihnen der alte zu klein.«

»Bestimmt. So eine große Stadt braucht sicher einen riesigen Altar«, meldete sich Gysela zu Wort.

»Das ist doch Quatsch. Die Leute sollen sich ja nicht draufstellen. Ein Altar ist doch für den Priester, oder nicht? Und die sind überall gleich groß.« Roland machte ein überlegenes Gesicht, und Philipa mußte lachen.

»Da hat er recht, Gisi. Kommt, wir sehen uns das mal an.« Sie wanderten schier endlos an dem langgestreckten Kirchenbau entlang, vorbei an mächtigen Steinquadern und zwei Reihen Rundbogenfenstern, die so hoch lagen, daß sie sich nicht vorstellen konnten, wie sie noch Licht auf den Kirchenboden zu schicken vermochten. Sie versuchten, sich in dem Gewühl nicht aus den Augen zu verlieren, während sie sich ihren Weg durch die Marktbuden und zwischen den Passanten bahnten, entschlossen, sich von dem überwältigenden Lärm und Geschrei nicht einschüchtern zu lassen. Sie hatten aus purer Verzweiflung ihre Heimatburg verlassen und Philipas Mutter Liutgard getrotzt, sich deren Plänen und dem erschreckenden Kandidaten widersetzt, den sie für ihre Tochter als geeigneten Ehemann ausgesucht hatte, hatten als einzigen Ausweg eine heillose und überstürzte Flucht gesehen. Insgesamt also lauter Dinge getan, die im Grunde undenkbar

waren. Da wäre es doch dumm, sich von dieser Stadt ins Bockshorn jagen zu lassen. Philipa ballte die Fäuste und bemühte sich ansonsten um Gelassenheit.

Aus dem Gewimmel tauchte eine Gestalt vor ihnen auf, so plötzlich, daß alle drei erschreckt zurückwichen. »Habt Erbarmen, gute Leute, seid mildtätig«, jammerte der Mann und streckte ihnen eine schmutzige Hand entgegen. Über seinen Augen lag eine ehemals wohl weiße Leinenbinde, jetzt dreckverkrustet und schmierig. Philipa schämte sich, aber sie ekelte sich vor ihm.

Als könne er das Zögern der Kinder spüren, rückte der Bettler näher. »Bedenkt, was diejenigen für euch tun können, die auf Erden nicht so vom Schicksal begünstigt sind wie ihr mit euren gesunden Gliedern. Wenn sie Fürsprache halten für euch dermaleinst, so ihr selbst vor eurem Richter stehen werdet, und sie berichten können von eurem weichen Herzen, in dem Nächstenliebe und Demut wohnen.«

Er zupfte an Philipas Ärmel, und sie wich ein Stückchen zurück, abgestoßen von seinem Drängen und dem Geruch, der von ihm ausging. Um ein Haar wäre sie mit einem Pilger in einer schmutzigen braunen Kutte zusammengestoßen, der das Angebot eines Devotionalienhändlers betrachtete.

Der Bettler rückte nach. »Gebet und ihr werdet bekommen«, fuhr er fort, die blinden Augen gen Himmel gerichtet. Seine Hand, wirkte sie nicht ein wenig ungeduldig, wie er sie jetzt eine Spur höher hob?

Roland nestelte an Philipas Gürtel herum. »Komm, Pippa, der arme Mann.«

»Nein. Wir haben selber nichts. Oder was meinst du, wie wir über die Runden kommen sollen?«

Minni knurrte. Es klang gefährlich. Der Hund war groß, grau und struppig, nur um die Nase und an den Ohrenspitzen hatte er ein wenig weißes Fell. Er war sanft und lieb wie ein Kaninchen, aber glücklicherweise sah er nicht so aus.

Der Mann zog eine Grimasse und wandte sich ab, ohne ein weiteres seiner bisher so üppig strömenden Worte zu verschwenden.

»Der hat dich angesehen, Pippa«, sagte Gysela.

»Das konnte er doch gar nicht«, wandte Roland ein.

»Woher weißt du das? Er hatte eine Binde über den Augen, das ja, aber vielleicht konnte er ja durchsehen. Er hat geschummelt, da bin ich ganz sicher.«

»Meinst du wirklich, Gisi?« Philipa war schockiert. Mit einem vorgetäuschten Gebrechen Gottes Lohn einklagen, das war – lästerlich!

»Klar. Deshalb hat er auch sofort beigedreht. Der hat bestimmt gesehen, daß bei uns nichts zu holen ist.«

»Schlimm genug«, murmelte Philipa erschöpft.

»Wo gehen wir denn jetzt hin?« Gysela verlor als einzige nicht ihre gute Laune.

Tja, wo gingen sie jetzt hin. Natürlich hatten sie keine Ahnung, und natürlich hatten sie es sich nicht so schwierig vorgestellt. Als ihr Vater starb, war schnell deutlich geworden, daß seine Witwe für ihre gerade mannbar gewordene Tochter Philipa eine günstige Verheiratung anstrebte, dagegen ganz gewiß nicht vorhatte, in irgendeiner Form für seine

Bastarde zu sorgen. Obwohl nur Halbgeschwister, hielten die Kinder seit jeher wie Pech und Schwefel zusammen, und dementsprechend war ihnen der Plan, gemeinsam und heimlich die Heimat zu verlassen, nur zu einleuchtend und folgerichtig erschienen. Die Wahl war schnell auf das nahe gelegene Köln gefallen, denn in einer so reichen und bedeutenden Stadt würden sie doch wohl für ihren Lebensunterhalt sorgen können. Aber Köln war unübersichtlich. Viel größer, als sie angenommen hatten. Sie hatten schon so viel davon gehört und sich dann doch kein richtiges Bild machen können.

»Wir fragen jetzt jemanden, der arm, aber freundlich aussieht, wo Fremde mit wenig Geld hier übernachten können, und dann sehen wir weiter.«

Genau auf diese Weise fanden sie sich kurze Zeit später in der Schmierstraße wieder vor einem wenig anheimelnd wirkenden Haus namens »Zum Ochsen«. Ein schmales Gebäude mit vorkragendem Obergeschoß und einer kräftigen Tür, die einiges an Schrammen und Kratzern aufwies, als würde nicht jedem, der heftig genug Einlaß begehrte, auch auf Anhieb geöffnet.

»Was meint ihr?« fragte Philipa zweifelnd. Der »Ochse« sah auf jeden Fall noch weniger komfortabel aus als die Häuschen, in denen die Hörigen auf der Burg ihres Vaters ihr Dasein fristeten. Philipp von Aichbergen hatte stets darauf geachtet, daß seinen Leute genug Zeit und Material zur Verfügung standen, um ihre Heimstatt in gutem Zustand halten zu können. Hier dagegen schien die Füllung zwischen den Fachwerkständern bereits bröckelig zu sein, und hie und da stach das blanke Stroh hervor.

»Das Bild ist hübsch«, befand Roland, was für ihn den Ausschlag zu geben schien.

»Na, ich weiß nicht.« Gysela war kritischer. Der Ochse, der dem Haus seinen Namen gegeben hatte, besaß große blaue Augen, und aus seinen riesigen Nüstern drang etwas, das wie quellender Hirsebrei aussah und vermutlich Dampf darstellen sollte.

»Das Vieh kann uns nun wirklich egal sein«, Philipa straffte die Schultern. »Das Gasthaus sieht billig aus, und darauf kommt es an. Wir gehen rein und fragen.«

Das war gar nicht nötig, denn mit einem Schwung, der sie an die Hauswand schlugen und diese leicht erzittern ließ, flog die Tür auf, und ein kleines, dralles Weib trat auf die Schwelle. Sie trug ein sehr grünes Kleid mit einer sehr schmutzigen Schürze darüber, und auch die ehemals bestimmt weiße Haube hatte schon bessere Tage gesehen.

»Was steht ihr hier so rum und gafft uns an?«

Philipa betrachtete sie einen Moment sprachlos. Bezog sich das »uns« vielleicht auf die Frau und den Ochsen? Es war bestimmt besser, nicht zu lachen, die Grüne könnte das mißverstehen.

»Nun, wir sehen uns um, weil wir überlegen, ob wir hier ein Nachtquartier finden können«, sagte sie statt dessen höflich.

»Könnt ihr.« Die Frau zog die Nase hoch und musterte sie ungeniert. »Hab noch Betten frei, wenn ihr eins wollt. Könnt aber auch im Stroh schlafen, ist billiger.«

Wanzen, Flöhe, Läuse. Nein danke. »Ein Bett für uns drei wäre sehr schön.« Hoffentlich war das nicht zu teuer. »Was soll es denn kosten?«

»Acht Heller pro Tag. Fürs Nachtlager und einen Krug Bier. Essen is' extra.«

Acht Heller. Das ging eigentlich. Trotzdem, lange würden ihre Münzen nicht reichen.

Aber fürs erste ... »Wir nehmen es.« Der Frau schien zu dämmern, daß unter Umständen ein Mißverständnis vorliegen könnte. »Acht Heller für jeden von euch«, präzisierte sie.

»Für jeden? Das ist aber viel.« Philipa dachte an ihr beschämend kleines Häufchen Geldstücke.

Die Frau zuckte die Achseln. »Könnt's ja auch lassen.«

Philipa überlegte. Gysela und Roland sahen ihr dabei aus großen Augen zu und waren froh, eine ältere Schwester zu haben, die für sie sorgte.

»Und das Bett ist auch bestimmt für uns alleine?« Für drei mal acht Heller hatte sie keine Lust, ihr Lager mit einem stinkenden, betrunkenen Landfahrer zu teilen.

»Klar doch. Überlegt's euch. Was Besseres findet ihr für den Preis in Köln nich', das verspreche ich euch.«

»Ich glaube es ja.« Philipa rang sich durch. »Der Hund kann aber mit rein.«

»Von mir aus. Jagt er?«

»Wieso?« Ein undeutlicher Ekel durchzuckte Philipa. »Muß er? Gibt's Ratten im Haus?«

Die Frau verzog ihr Gesicht in eine Grimasse der Empörung. »Was fällt dir ein, Kindchen! Doch nicht im ›Ochsen‹. Woanders ja, da vielleicht. Ganz bestimmt sogar. Aber nich' hier. Nee, ich frag bloß, ob der sich sein Fressen selbst sucht.«

»Ach so. Ja. Ja, das tut er.« Geld, um Fleisch für Minni zu kaufen, hatten sie nicht übrig. Sie hatten nicht mal genug, um sich selbst etwas anderes als Grütze oder Suppe leisten zu können. Mit schlechtem Gewissen kraulte sie Minnis Ohren. »Wenn der Hund hier nicht erwünscht ist, können wir das Bett nicht brauchen.«

»›Nicht erwünscht ist‹, also ehrlich!« Die Frau lachte und ließ ein paar äußerst spärlich verteilte Zähne sehen. »Wie redest du denn so geschwollen. Nicht erwünscht. Ha! Aber klar doch, der ist erwünscht. Soll reinkommen, das Vieh.«

Minni gab ein leise grollendes Geräusch von sich. Mit etwas gutem Willen konnte man es noch als freundlich durchgehen lassen. Aber sie schien ohnehin nicht gut zu hören, die Wirtin vom »Ochsen«, denn sie reagierte nicht darauf. Vielmehr winkte sie die Kinder ins Haus. Drinnen blieb sie aber noch einmal stehen und verspernte den Ausblick durch ihren rundlichen grünen Körper. Sie streckte die Hand aus.

»Geld im voraus«, gab sie knapp bekannt. »Entweder sechsundzwanzig Heller jetzt für die nächste Nacht oder auch gleich die Miete für die ganze Woche. Dann kann euch keiner das Bett streitig machen.« Sie blickte die Kinder streng an. »Betten sind begehrt. Gibt's nich' so viele hier. Der Hund is' umsonst.«

»Drei mal acht Heller sind aber bloß vierundzwanzig Heller«, meldete sich Roland zu Wort. Er mußte zwar die Finger zu Hilfe nehmen, aber rechnen konnte er.

Zu ihrer aller Erstaunen brach die kleine Frau in lautes Gelächter aus, heiser, ein bißchen bellend. Minni legte erstaunt den Kopf schief. »Du bist richtig, mein Goldjunge. Da hab ich mich doch glatt verrechnet. Na ja, wenn ihr so'n kluges Bürschchen bei euch habt, braucht ihr ja keine Angst vor gar nichts zu haben.« Weit entfernt, ihm

übelzunehmen, daß er sie ertappt hatte, zauste sie ihm das dunkelgelockte Haar, und Roland widerstand heroisch dem Impuls, sich glättend darüberzufahren.

»Also, wie isses? Ja oder nein?«

»Ja.« Philipa drehte sich um und kramte ihr verstecktes Geld hervor. Dann drückte sie ihre kostbaren Münzen in eine mäßig saubere Hand.

»Na also. Ich bin die Tryn, und mir und meinem Mann, dem versoffenen Kerl, gehört der Laden hier. Ich zeig euch euer Bett. Was Feineres hat auch der Erzbischof nich'.«

»Der arme Erzbischof«, flüsterte Gysela wenig später, als sie allein vor der schmutzigen Bettstatt standen und deprimiert auf das bereits arg strapazierte Stroh starrten, mit dem es gepolstert war. Am Fußende lagen zwei Decken, vermutlich eine für drunter und eine für drüber.

»Aber es ist uns«, wisperte Philipa zurück. »Oder willst du mit fremden Leuten zusammen auf dem Lager in dem großen Raum vorne übernachten?«

Das war eine rhetorische Frage, und Gysela gab sich keine Mühe mit der Antwort. »Ich bin froh, daß wir unseren Minni haben«, bemerkte sie, und der Meinung waren sie alle.

»Wuff«, sagte Minni.

Der Juni war schon zu Hause ungewöhnlich heiß gewesen, in Köln war er stickig. Philipa, Gysela und Roland saßen am Hafen auf einer umgedrehten Kiste, schwitzten unter der erbarmungslosen Sonne, die an einem bleiern weißen Himmel stand, und aßen dabei jeder einen gesalzenen Hering. Direkt auf der Werft vor der Fischpforte wurden nämlich die kleinen und nicht ganz makellosen Fische verkauft, die billigen eben. Salm und Dorsch, Meerhecht, Aal und Karpfen und ihre vielen glitschigen Artgenossen dagegen passierten das Tor und gelangten durch die Lintgasse zu ihrem Bestimmungsort, dem Fischmarkt, wo sie im Schatten des heiligen Martin den Weg in die Körbe der Kölner Hausfrauen fanden. Heringe taten es aber auch. Und mit Heringen wurde in Köln viel Geld verdient. Sie kamen den Rhein herauf aus der kalten Nord- und Ostsee, waren bereits gesalzen und in Fässer verpackt und wurden in Köln weiter verschickt. Den Rhein hinauf zum Beispiel in Richtung Mainz. Und weil der Rhein in der Gegend um Köln sein Gesicht und vor allem seinen Tiefgang änderte, mußten die Fässer und mit ihnen alle anderen Waren, die die Stadt passierten, von den dickbauchigen Seekoggen umgeladen werden auf flache Boote mit breitem Bug, der aussah, als sperren die Schiffe ihr Maul auf.

Köln hatte das Recht, von den durchreisenden Kaufleuten zu verlangen, ihre Waren ein paar Tage hier zum Verkauf anzubieten, bevor sie zu ihren weiteren Bestimmungsorten gesandt wurden. Deshalb würde die Stadt auch satt und reich werden, da war sich Philipa sicher. Man brauchte ja bloß mal mit anzusehen, wie die Schiffsknechte die Waren von den Schiffen wuchteten, zum Verkauf zu ihren verschiedenen Märkten brachten und schließlich dasjenige, was während der Stapeltage nicht verhökert worden war, wieder

zurückschleppten, um es auf andere Schiffe zu verladen, zu vertäuen und zu befestigen. Es war ein Betrieb wie in einem Ameisenhaufen. Nur lauter.

»Meinst du, wir können noch so einen Fisch kaufen?« fragte Roland voller Hoffnung. Der arme Kerl hatte einfach immer Hunger.

»Nein, lieber nicht.« Philipa schüttelte den Kopf und wischte sich mit der Hand über den schweißbedeckten Nacken. »Sieh mal, der ist doch auch so salzig, und davon bekommst du Durst. Später holen wir uns ein bißchen was aus der Brothalle. Kurz bevor sie schließen, dann ist es am billigsten.« Durch ihre Heringhände wurde der Nacken auch nicht besser. Oder kühler.

»Hm.« Roland nickte unglücklich.

Ohne ein Wort zauberte Gysela aus den Tiefen ihrer Gewandfalten drei kleine rotbackige Äpfelchen hervor und hielt sie den Geschwistern vor die Nase.

»Woher hast du die?« fragte Philipa mißtrauisch, aber Roland hielt sich mit derlei sophistischen Fragen nicht auf und schnappte sich schnell einen.

»Gefunden«, informierte Gysela ihre Schwester knapp.

»Mit anderen Worten, du hast sie gestohlen.«

»Nein, wirklich nicht«, verteidigte sich Gysela mit treuherzigem Augenaufschlag. »Sie lagen neben einem Stand auf dem Boden, da drüben, auf dem Altenmarkt, oder wie der heißt. Im Dreck. Da mußte ich doch denken, sie seien Abfall, oder?«

»Für Abfall sind die aber sehr schön.« Die Äpfel waren perfekt. Grün, rosig überhaucht, keinerlei Wurm hatte sich bisher an ihnen gütlich getan.

»Weiß ich, was den Städtern gefällt.« Gysela zuckte die Achseln und biß kräftig in das corpus delicti.

Philipa fuhr zusammen. Was weniger an Gysela lag als daran, daß die Schiffsknechte, die die Wippe bedienten, mit deren schwenkbarem Arm die schwergewichtigen Güter von den Schiffen an Land gehievt wurden, ganz offenbar bei der Vertäuerung derselben gepatzt hatten, weshalb ihnen mit großem Getöse ein Stapel niederrheinisches Bauholz auf die Kaianlage krachte.

»Idiot! Idiot, verdammter«, brüllte der Schiffsführer. »Haltet sie fest! Idioten, die ihr seid, beeilt euch, der Herrgott möge euch bestrafen!«

»Huh. Das klappt nicht«, bemerkte Roland sachlich, und die drei Kinder beobachteten fasziniert und genüßlich ihre süßen Äpfel kauend, wie langsam und elegant etwa die Hälfte der Bretter in das gleichmütig dahinströmende Wasser des Rheins rutschte, ungeachtet der Bemühungen der Schiffsknechte, sie zu retten. Einer von ihnen klammerte sich mit Armen und Beinen an das Holz und konnte nur noch im allerletzten Augenblick daran gehindert werden, mit hinabgezogen zu werden.

»Idiot«, murmelte der Schiffsführer hilflos, sein Repertoire an Schimpfwörtern war begrenzt. Vielleicht war er aber auch einfach zu entsetzt. Er seufzte und holte weit aus, um dem ihm am nächsten stehenden Schiffsknecht einen gewaltigen Schlag gegen die Schläfe zu verpassen, worauf dieser lautlos zusammensackte und zu Boden ging. Soweit Philipa das beurteilen konnte, hatte der Mann die ganze Zeit an seinem Platz gestanden

und war an dem Vorfall gänzlich unbeteiligt gewesen.

Es war spannend, aber es schien ungemütlich zu werden. Philipa rutschte von ihrer Kiste. »Kommt, Kinder. Wir gehen.«

»Wollen wir nicht zusehen, wie sie sich jetzt prügeln?«

Bei den Schiffsknechten handelte es sich um recht rauhe Gesellen, und Philipa hatte nicht den Eindruck, als würden sie bei einer Rauferei viel Rücksicht auf neugierig dreinblickende Kinder nehmen. »Nein. Wir verschwinden von hier und überlegen uns, wie wir weiter vorgehen wollen. Irgendwie müssen wir zu Geld kommen.«

»Wieso? Haben wir denn keins mehr?« Gysela sah besorgt auf

Nein, so gut wie nichts. »Klar haben wir noch Geld. Aber eben nicht mehr so viel. Außerdem können wir doch nicht ewig hier rumhängen und uns langweilen.«

»Ich langweile mich nicht.« Das war Roland.

»Ich weiß. Aber woanders bestimmt auch nicht. Du langweilst dich doch nie.«

»Stimmt.« Roland vergaß, daß er schon groß war, und begann neben seinen Schwestern herzuhüpfen.

Beim Chor von Groß St. Martin befanden sich die Obststände. Philipa zog es vor, diese Gegend im Moment zu meiden. Wer konnte schon wissen, wie gut die Händler dort beobachteten. Mit Dieben wurde nicht zimperlich verfahren, und sie konnten auf Gyselas rechte Hand einfach nicht verzichten.

Also wandten sie sich in Richtung Marktbrunnen, wo sich ein Menschauflauf gebildet hatte, der selbst über die in Köln anscheinend übliche Menge von Leuten hinausging. Philipa war ganz sicher, sich an einen derartigen Auftrieb niemals gewöhnen zu können. Roland und Gysela zog es jedoch unwiderstehlich dorthin, wo viele Leute waren, denn dort war auch etwas los. Philipa seufzte, dachte daran, daß ihre Geschwister wenig Vergnügliches erlebten, und ließ sich mitziehen.

Etwa in der Mitte des Marktes hatte man notdürftig einen Pferch errichtet, und in diesem Pferch befand sich ein Schwein. Noch nicht ausgewachsen, aber auch kein Ferkel mehr, rosa, mit braunen Hecken und weißen Borsten. Es rannte zwischen den Brettern hin und her und quiekte aufgeregt, als wisse es, daß etwas Unangenehmes auf es zukommen würde.

Vor dem Pferch stand ein Mann, der mit wedelnden Armen und heiserer Stimme ankündigte, was nun in Kürze zu sehen sein werde. »... meine werten Herrschaften, liebe Kölner und Zugereiste, hier könnt ihr ein Spektakel erleben, welches sowohl aus christlicher Nächstenliebe als auch aus der Absicht gespeist wird, im Sinne des Herrn sein Bestes zu geben.« Mit einer weitausholenden Geste wies er in den Pferch.

War das Schwein das Beste des Herrn? Philipa stieß Gysela in die Rippen, und sie kicherten. Sie verstanden sich auch ohne Worte.

Aber nein, sie lagen falsch. »Hier, dieser barmherzige Mann, demütig im Angesicht seines Wohlergehens, hat sein Gewissen erforscht und gefunden, es sei gottgefällig, denen, die es schwerer haben im Leben, ein Schwein zu spenden, auf daß sie satt werden können.« Der Ausrufer verbeugte sich vor einem mit selbstgefälligem Lächeln sich

verneigenden Bauern.

»Aber«, fuhr er dann fort, »warum sollte er und damit auch wir nicht einen winzigen Gegenwert für diese mildtätige Gabe erlangen? Warum sollte er denjenigen herabwürdigen, der das Schwein bekommt, indem er es ihm einfach überläßt? Anstatt es in einem ehrlichen Kampf zu gewinnen? Gibt es dafür einen Grund?« Drohend blickte er in die Runde. »Nein, dafür gibt es keinen Grund. Deshalb, mein hochverehrtes Publikum«, er breitete beide Arme aus, »deshalb wird es einen Kampf geben. Der geschätzte Gewinner wird ein Schwein mitnehmen und verspeisen können, und wir werden angesichtig eines Gottesurteils, denn der Herr wird dem, der das Schwein erschlägt, gewiß die Hand lenken. Sehen wird er es nämlich nicht. Die Kämpfer haben durch eine weise Entscheidung unseres Herrn ihr Augenlicht verloren. Weshalb er so entschied – wir wissen es nicht, aber wer wollte schon den Herrn in Frage stellen.«

Tja, wer wollte das tun. Philipa schüttelte den Kopf, voller Bewunderung für den Schwung und die Eloquenz des Ausrufers.

»Es mögen sich also fünf Blinde finden, die um dieses Schwein zu kämpfen wagen. Der Lohn wird reich sein und die Anerkennung der Umstehenden gewiß.«

Mit einer theatralischen Verbeugung trat der Ausrufer beiseite und machte den Platz frei für eine Gruppe von blinden Bettlern, unter denen allerdings nicht derjenige war, der sie am ersten Tag in Köln auf dem Domplatz angegangen hatte. Die meisten trugen eine Binde um die Augen, aber einer von ihnen starrte blicklos aus milchigen, beunruhigenden Augäpfeln in die Menschenmenge, die den Pferch umgab.

Philipa spürte, wie sich Roland an ihrem Beutel zu schaffen machte, aber sie achtete nicht auf ihn. Die Blinden wurden von dem Ausrufer mit ledernen Brustharnischen ausgestattet und mit Knüppeln bewaffnet.

Dann sah sie zu ihrem größten Entsetzen, wie mit kleinen tapsigen Schritten ihr Bruder nach vorne zu dem Ausrufer trat und mit stolz erhobener Stimme bat, bei dem Treiben mitmachen zu dürfen. Er war acht Jahre alt und mit Augen wie ein Luchs ausgestattet, die jetzt allerdings verbunden waren mit Philipas höchsteigenem Tuch.

Sie drängte sich zu ihm. »Nein. Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

Roland tastete nach ihrer Hand. »Schwester. Warum nicht? Wir haben Hunger, und da ist ein Schwein, das man braten kann. Warum sollte ich nicht versuchen, es für uns zu gewinnen?«

»Ganz einfach, weil du zu klein bist.« Der Ausrufer lachte. »Klein, aber mutig. Respekt, junger Mann.«

»Ich könnte es doch versuchen«, bettelte Roland und suchte den Ärmel des Mannes, um sich an ihm festzuhalten.

Das Schwein hatte sich inzwischen in eine Ecke zurückgezogen und grunzte aufgeregt. Die Menge lachte, auch wegen Roland, der tapfer und unbeirrt vor dem Ausrufer stand und stracks an ihm vorbeiblickte, da er ihn ja nicht zu sehen vermochte. Das Tuch war viel weniger durchsichtig, als er angenommen hatte.

»Nein. Tut mir leid, Kleiner. Dir paßt keiner der Harnische, und du hast eine Höhe, bei

der du jeden Knüppel sofort auf die Rübe bekommen würdest. Geht nicht. Unlauterer Wettbewerb, sozusagen. Und jetzt mach dich vom Acker.«

»Komm, mein lieber Bruder«, flötete Philipa und führte ihn sanft und liebevoll aus der Menge quer über den Platz, wo sie nicht mehr gesehen werden konnten, mit Gysela im Schlepptau. Drüben angekommen, neben den Verkaufsständen mit Gewürzen und Spezereien, riß sie ihm die Binde vom Gesicht und zischte wütend: »Bist du eigentlich vollkommen verrückt geworden? Haben wir nicht genug Sorgen, auch ohne daß du dich zu Brei schlagen läßt?«

Roland ließ den Kopf hängen. »Ich dachte, so ein Schwein wäre eine gute Idee. Zum Braten. Ich habe Hunger.«

Augenblicklich hatte Philipa ein schlechtes Gewissen. »Gut, in Ordnung, du hast Hunger. Aber weißt du, ich brauche dich noch. Ich habe versprochen, für euch zu sorgen, und das tue ich auch. Mir fällt schon was ein, hab noch ein bißchen Geduld.«

Roland nickte, und dann spürte er, wie Minnis Schnauze sich in seine Hand schob. »Ist schon gut, es war vielleicht wirklich eine dumme Idee. Können wir zum Brunnen und etwas trinken?«

»In der Nähe des Brunnens sind doch die Blinden, du Blödmann.« Gyselas Geduld hatte sich erschöpft. »Und damit auch die Leute, die ihnen zuschauen. Willst du, daß die erkennen, was es mit dem blinden kleinen Jungen auf sich hat? Oder möchtest du den ganzen Tag mit der Binde vor den Augen herumrennen?«

»Schimpf nicht mit ihm, Gysela.« Philipa legte ihre Arme um die Schultern der Geschwister. »Er hat es doch gut gemeint. Wir können es uns nicht leisten, uns zu verzanken. Jetzt laßt uns erst einmal von hier verschwinden, Gisi hat recht, es muß dich ja keiner erkennen.«

Sie wandten sich in Richtung Dom und hatten kaum den belebten Platz betreten, als sie auch schon wieder stehen blieben. Der Anblick des Gedränges und der Lärm, den die vielen Menschen verursachten, war jedes Mal wieder ein Schock.

Gysela kam an Philipas Seite und zog sie am Ärmel. »Guck mal, was machen die da?« fragte sie fasziniert.

»Wo denn?« Philipa konnte nichts sehen. Direkt vor ihr versperrte eine wilde Prügelszene den Blick, bei der es offenbar um zwei Jungen, einen mageren Straßenkötter und ein in den Straßendreck gefallenes Stück Wurst ging.

»Da, Pippa, der Mann. Was macht der denn da?«

Sie blickte suchend hoch. »Wo?«

»Auf der Treppe von dem Dom.«

Richtig, auf der Domtreppe war ein Mann. Dazu eine Frau. Und der Mann fingerte auf eine Weise, die nur als sehr unanständig zu bezeichnen war, an der Frau herum. Diese lachte hell auf und schob sich näher an den Fummler heran. Er war breit und kräftig, ärmlich, aber einigermaßen ordentlich gekleidet. Ein Bauer, bestimmt war er in die Stadt gekommen, um das Erwirtschaftete zum Markt zu bringen. Jetzt – amüsierte er sich. Auf der Domtreppe.

Philipa dachte kurz daran, was mit ihm passiert wäre, hätte er das an dem Eingang zur Burgkapelle versucht, aber dann wollte sie es sich lieber doch nicht vorstellen. Philipp von Aichbergen war ein sehr gottesfürchtiger Mann gewesen. Und streng. Außerdem war er tot, und es tat weh, an ihn zu denken.

»Bei allen Heiligen!« Gysela verschlug es die Sprache. Aber nur kurz. »Die gehen in die Kirche!«

»Vielleicht sind sie fromm.«

Gysela betrachtete ihre Schwester kritisch von der Seite. Sollte sie tatsächlich nicht mitbekommen haben, was sich allabendlich auf der Burg abspielte, wenn die Tische in der Halle beiseite geräumt worden waren und sich die Burgbewohner im Stroh ihr Schlaflager gesucht hatten? Kaum zu glauben.

»Na ja«, sagte Gysela zögernd.

Der Bauer hatte ungeniert eine seiner schwieligen Pranken auf die Brust der Hübschlerin gelegt und zog sie tatsächlich von den Stufen zum Inneren der Kirche. Philipa war ehrlich entsetzt. Ob die wirklich da drinnen – ihrer Arbeit nachging? Sie warf einen Blick auf ihre kleine Schwester. Diese war zwar schon fast zwölf, aber sie hatte keine Ahnung, inwieweit sie mit den nackten Tatsachen des Lebens vertraut war. Irgendwie war das nichts, worüber man so sprach zwischen Schwestern.

Ehe sie sich noch entschieden hatte, ob und vor allem wie sie das Thema weiter verfolgen sollte, spürte sie eine Hand an ihrem Bein, dann erhielt sie unvermittelt einen derben Stoß in den Rücken und flog ein Stück nach vorne. Allerdings nicht ohne sich in einer instinktiven Bewegung die Hand gekrallt zu haben, die sich in die mageren Falten ihrer Cotte gegraben hatte. An der Hand hing ein wild zappelndes, außerordentlich schmutziges Wesen.

»Was fällt dir eigentlich ein!« herrschte sie es an. »Wühlst hier in meinen Kleidern!«

»Laß mich los!« Das Zappeln wurde stärker.

»Ich denke überhaupt nicht daran.« Philipa von Aichbergen ließ sich doch nicht so mir nichts, dir nichts einfach ausrauben. »Ich werde dich dem Büttel übergehen.«

Sie blickte sich suchend um. Leider hatte sie überhaupt keine Ahnung, wo so ein Ordnungshüter zu finden war. Eigentlich hatte sie auch nicht vor, ihre Drohung wahr zu machen. Nicht angesichts der riesigen ängstlichen Augen, die sie unter einem verfilzten Haarschopf anstarrten. Sie konnte die Flöhe förmlich springen sehen. Philipa unterdrückte den Impuls, das Kind loszulassen. Mehr als ein Kind war es nämlich nicht, das Wesen.

»O nein«, fing es auch sofort an zu weinen, »nicht, bitte nicht. Es war doch meine Probe. Und wenn ich gleich beim ersten Mal ...« Das Weinen wurde stärker.

»Diese Probe dürftest du nicht bestanden haben«, bemerkte Philipa streng. Schluchzen.

»Außerdem solltest du dir die Leute, die du ausnehmen willst, besser aussuchen. Siehst du denn nicht, daß bei uns nichts zu holen ist?«

»Nur Ärger«, half ihr Gysela aus, und Philipa unterdrückte ein Lächeln. Blond und süß, wie ihre Schwester war, wirkte sie nicht sehr bedrohlich. Das schien auch der Knabe vor

ihnen zu denken, denn das Schluchzen versiegte abrupt. Sechs war er, vielleicht erst fünf. Jünger als Roland. Armer Bengel, es war bestimmt kein einfaches Leben.

»Kommst du denn nicht anders an ein Auskommen als durch Stehlen?« Philipa lockerte ihren Griff. »Und putz dir die Nase.«

Der Junge wischte sich folgsam die Nase an seinem Tunikaärmel ab, was einen breiten, unansehnlich grauen Streifen in seinem Gesicht hinterließ, und schüttelte den Kopf. »Nee. Gestern war ich noch beim Armenbrett von St. Johann Baptist, aber die wollen mir nichts mehr geben.« Er warf trotzig den Kopf zurück. »Ich brauch's auch nicht. Gut, ich übe noch, und gerade habe ich gepatzt, aber ich werde das schon schaffen.«

»Meinst du, du betrachtetest es als Beruf?« fragte Roland interessiert.

»Untersteh dich, auch nur einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden, du könntest das auch versuchen«, griff Philipa empört ein. »Wir sind arm, und wir haben Hunger, aber mir wird etwas einfallen, wofür wir nicht ins Loch gesteckt werden oder sie dir eine Hand abhacken. Das kommt überhaupt nicht in Frage, so weit sind wir noch lange nicht, hast du das gehört?«

Die drei Kinder sahen sie fasziniert an. Und befremdet, jedenfalls soweit es ihre Geschwister betraf. »So, und dich lasse ich jetzt los. Von mir aus hau ab. Aber ich rate dir, zu überlegen, wie du dein Leben auf gottgefälligere Art fristen kannst.«

»Pah.« Ein kurzes, aalähnliches Winden, dann schoß der Kleine davon. Direkt in die Arme seines Lehrmeisters, der die ganze Zeit gelassen am anderen Ende des Domplatzes gestanden und die Szene beobachtet hatte. Er empfing den Jungen mit einer äußerst derben Kopfnuß, die ihn zu Boden schleuderte.

»Du bist schnell«, bemerkte eine Stimme neben Philipa, und die Köpfe der drei Kinder ruckten in einer einzigen Bewegung herum.

»Wie bitte?« fragte Philipa steif.

»Oh, wir sind förmlich.« Der Fremde verbeugte sich galant, wobei er mit seinen Ärmeln fast im Straßenstaub wischte. »Ich meinte, du reagierst rasch. Respekt. Nicht jeder hätte den Kleinen erwischt. Wenn er sich auch reichlich ungeschickt angestellt hat.«

»Er ist noch neu in der Branche.« Philipa wollte nicht ungerecht sein.

Der Fremde lachte laut auf und ließ dabei ein erstaunlich vollständiges Gebiß sehen. »Kommt, setzt euch zu mir. Ich bin in den überraschenden Segen einiger köstlicher Pastetchen gekommen und geneigt, sie mit euch zu teilen. Hunger ist ein schlechter Beistand, und ich habe den Eindruck, ihr könntet euch einer gewissen Ratlosigkeit nicht erwehren.«

Philipa starrte ihn zweifelnd an.

»Pippa, bitte.«

Sie sah in die Augen ihres hungrigen Bruders und unterdrückte ein Seufzen. »Wir kennen den Mann doch gar nicht, Rollo.«

»Mein Name ist Jann Roedthaar.« Er verbeugte sich wieder. »Jetzt kennt ihr mich und könnt mein schlichtes Mahl mit mir teilen.«

Eigentlich sah er nett aus. Ungefährlich irgendwie. Und Pasteten waren auch nicht

schlecht. »Na gut.«

Sie schlenderten hinüber zu den Domtreppen und ließen sich am äußersten Rand nieder. Jann Roedthaar verteilte mit ernsthafter Miene seine Pasteten. Sie waren ein bißchen schmuddelig, rochen aber köstlich nach Schweinefleisch und Zwiebeln. Philipa spürte, wie sich in ihrem Leib ein lautes Magengrollen vorbereitete, und hoffte inständig, es würde sich noch einmal beherrschen.

Roedthaar paßte gut. Ein wilder Schopf leuchtend roten Haares bedeckte den Kopf des Fremden, es funkelte in der Sonne. Und wie es oft so ist, hatte sich zu diesem Flammenmeer eine milchweiße Haut gesellt mit Myriaden von Sommersprossen. Es fiel schwer, einem solchen Gesicht Böses zuzutrauen, und Philipas Herzschlag beruhigte sich ein wenig. Herzhaft biß sie in das Gebäck.

»Ihr seid nicht von hier, was?« fragte der Mann und streckte gemütlich die Beine von sich, ganz entspannt im Hier und Jetzt.

Was man von Philipa nicht so ohne weiteres behaupten konnte. »Nein.«

»Und woher kommt ihr?« Jann Roedthaar kaute bedächtig.

»Südlich von hier.« Philipa reichte ihre halb aufgegessene Pastete ihrem Bruder, der seine in Windeseile verschlungen hatte. Ein bißchen Bratensaft glänzte auf seinem Kinn.

Dankbar schlug Roland seine Zähne in das Gebäck. Jedenfalls die, die er hatte. Seine oberen Schneidezähne hatte er nämlich bereits verloren, und er wartete seit längerem vergeblich auf die zweiten. Mit einer weichen Pastete hatte er keine Probleme, in einen Apfel zu beißen war schon schwieriger.

Roedthaar war ebenfalls fertig, lehnte sich zurück und hielt das Gesicht der Sonne entgegen. »Du bist nicht sehr gesprächig, was?«

»Nein. Muß ich? Für eine Pastete?« Was ging es ihn an, wo sie herkamen. Und daß sie es nicht gewohnt waren, für sich selbst zu sorgen und deshalb Schwierigkeiten damit hatten.

»Für drei Pasteten«, berichtigte Flammenmeer.

»Ich kann sie schlecht zurückgeben. Du hättest vorher sagen müssen, daß sie nicht ohne Gegenwert zu haben waren.«

Roland kicherte bei der unappetitlichen Vorstellung, die Pasteten wieder aushändigen zu müssen, aber Gysela war es ein bißchen peinlich, daß ihre Schwester so unfreundlich war.

»Ich habe noch einen Apfel, den kann ich dir anbieten«, sagte sie mit gewinnendem Lächeln.

»Nein, nein, ist schon gut. Ich wollte dich nicht kränken, weißt du«, er tätschelte Philipas Hand. »Glaub mir, es gibt hier mehr als einen, der nicht weiß, woher er stammt, oder der nicht drüber reden will. Ist völlig in Ordnung. Was treibt ihr hier denn so?«

»Wir sind auf der Durchreise.«

»Aha.« Jann Roedthaar fischte sich ein Stückchen Speck aus den Zähnen. Dann grinste er entwaffnend. »Wohin ihr reist, traue ich mich jetzt nicht mehr zu fragen.«

Philipa lachte auf. »Sieh an, du bist lernfähig. Als Gegenleistung verrate ich dir aber,

daß wir noch gar nicht wissen, wohin wir ziehen werden.«

Sie war richtig hübsch, wenn sie den verkniffenen Gesichtsausdruck einmal zugunsten eines Lächelns vergaß. Jann strahlte sie an. »Das kenne ich. Wir sind sozusagen Kollegen, will mir scheinen. Nun, meine Truppe ist erst gestern angekommen, wann wir weiterziehen, ist noch ungewiß. Erst einmal werden wir die Kölner mit unseren Darbietungen erfreuen. Jedenfalls so lange sie es wollen.«

»Du gehörst zu den fahrenden Leuten?« Roland starrte ihn an. Eine Truppe Spielleute war im letzten Jahr auf der Burg gewesen und hatte sie alle mit ihren Kunststücken und Liedern in den Bann gezogen. Da war sogar ein Hund gewesen, der auf den Hinterbeinen laufen und dabei einen Ball auf der Nase balancieren konnte. Vielleicht konnte Minni so etwas ja auch lernen und sich sein Essen selbst verdienen. Roland warf einen kritischen Blick auf den Hund, der zu ihren Füßen eingeschlafen war und alle vier Pfoten in die Luft reckte. Nun, vielleicht konnte er es auch nicht. Schade.

»Jawoll, mein Kleiner. Aber keine Angst. Entgegen anderslautenden Behauptungen fressen wir keine kleinen Kinder.«

»Ich weiß«, meinte Roland eifrig, »wir hatten letztes Jahr auf ...«

»Roland!« unterbrach Philipa ihn mahnend.

»Ja? Was denn? Ach so.« Er hatte kurzfristig vergessen, daß sie verabredet hatten, nicht zu erwähnen, wer sie waren und woher sie kamen. Erst, wenn sie ihre Würde wiedererlangt hatten, war Philipas unerschütterliche Devise.

»Also ... ich hab letztes Jahr welche gesehen. Die haben Lieder gesungen und so«, endete Roland etwas lahm.

»Hmhm.« Seltsame Kinder. Jann Roedthaar sprang auf. »Ich muß jetzt gehen. Nett, euch kennengelernt zu haben. Habt ihr schon eine Unterkunft? Sonst könnte ich euch einen Rat gehen.«

»In der Schmierstraße«, erwiderte Philipa schroff, sie schämte sich. Daß ihr Quartier nicht gerade in der vornehmsten aller Gegenden lag, hatten sie in den letzten Nächten äußerst eindringlich erfahren. Man ließ sie zwar in Ruhe, aber die Geräuschkulisse raubte ihnen den Schlaf auch so.

»Na ja, dann«, Flammenmeer verbeugte sich. »Macht's gut, Kinder. Und paßt auf euch auf. Der Knabe eben war ein Anfänger, aber es gibt genug geübtere Langfinger in so einer großen Stadt.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und verschwand. Sein roter Schopf war noch eine ganze Weile zu verfolgen, wie er über den Köpfen der anderen Passanten tanzend den Domvorplatz überquerte. Dann bog er in Richtung St. Kolumba ein und war weg.

»Warum warst du so iggelig, der war doch nett«, beschwerte sich Gysela, »mit den Pasteten. Und überhaupt.«

Ja, es tat ihr ja auch leid. Aber woher sollte sie wissen, wem sie trauen konnte und wem nicht. »Vielleicht hat er ja auch nur nett getan.«

»Glaube ich nicht.« Ihre Geschwister waren jedenfalls von reinerem Gottvertrauen

erfüllt als sie selbst. Philipa seufzte.

»Nee, meine Lieben.« Die grüne Tryn lehnte, eine Zwiebel kauend, an der geschlossenen Tür und wippte mit ihrem Rock.

»Was soll das heißen: Nee?« Philipa legte einen hochmütigen Zug in ihre Augen.

Die Wirtin war nicht leicht zu beeindrucken. »Nee heißt nee, ganz einfach. Leute, die nich' zahlen, kriegen hier kein Bett.«

»Wir haben aber bezahlt«, erwiderte Philipa empört.

»Das ist lange her.« Tryn begutachtete den Rest ihrer Zwiebel und steckte ihn dann in den Mund. »Jetzt müßt ihr wieder bezahlen. Und zwar im voraus, so wie ich das sehe. Aber ihr habt kein Geld. Leute, die pleite sind, erkenne ich am Geruch.«

Tryns Geruch war scharf und frisch und stammte von jungen Zwiebeln. Er überlagerte die anderen Ausdünstungen, so daß nicht so ohne weiteres zu erkennen war, wie es um ihr eigenes Vermögen bestellt war. Vermutlich nicht allzu schlecht, nahm Philipa an.

»Wir zahlen morgen.« Einen Versuch war es wert. »Bestimmt.«

»Ja, das glaube ich auch. Aber nich' hier.« Tryn sah sie gleichmütig an. »Denn ihr seid nich' mehr da. Komm, Kleine, is' doch auch zu teuer für dich un' die Kinder. Sucht euch was Einfacheres.«

Noch einfacher! Ungern. Aber es blieb ihnen wohl nichts anderes übrig. Philipa drehte sich wortlos um, ergriff je eine Hand ihrer Geschwister und ging davon. Schnurstracks zum nächsten Brunnen.

»Los, wascht euch!«

»Waschen?«

»Ja. Arme Leute erkennt man nicht nur am Geruch, sondern auch daran, daß sie ungepflegt sind. Also wascht euch. Und zwar hier. Oder erwartest du, daß ich uns den Besuch in einem Badehaus spendiere?« Philipa reckte kampfeslustig das Kinn vor.

»Ist ja schon gut.« Folgsam tauchten Roland und Gysela Hände und Gesicht in das klare, kalte Wasser und fuhren sich glättend über die Haare.

»Wo wollen wir denn hin? Zum St.-Andreas-Hospital?« Da war eine Fremdenherberge für Pilger und Arme und überhaupt für alle, die sich etwas Besseres nicht leisten konnten, das wußte Gysela.

»Nein. Ich habe neulich im Alten Graben ein verlassenes Haus gesehen, da gehen wir hin, viel schlimmer kann es ja nicht werden. Als nächstes besorgen wir uns Geld. Oder was zu essen. Wir teilen uns auf. Rollo geht zu St. Peter, Gysela nach St. Aposteln und ich nach St. Johann Baptist.« St. Johann Baptist war am weitesten entfernt. »Jeder von uns versucht, dort beim Armenbrett etwas zu bekommen. Anschließend treffen wir uns an dem Haus am Alten Graben und vergleichen. Vielleicht klappt es ja, und wir haben erst mal ein, zwei Tage Luft. Dann sehen wir weiter.«

»Hier müffelt es so komisch.« Gysela blickte sich schnuppernd um.

»Pst.« Philipa beobachtete Minni, der stocksteif stehengeblieben war, mit erhobener Pfote, und das Bild eines fleißigen Jagdhundes abgab. Aber riechen konnte er ja, und

wenn er hier etwas witterte, war es bestimmt lohnenswert, herauszufinden, was es war.

Langsam setzte er die Pfote auf und schlich ein paar Schritte nach vorne. Ohren nach hinten, Lefzen nach oben. Noch ein paar vorsichtige Tritte. Plötzlich schoß er in einen Strohhaufen, es raschelte, es staubte, dann ein Quieken, schließlich Stille. Stolz erhobenen Hauptes kehrte er zurück, im Maul eine tote Ratte.

»Igit«, sagte Gysela. angewidert.

»Du mußt ihn loben, sonst fängt er keine mehr.« Philipa kniete sich entgegen ihrem Widerwillen nieder und klopfte Minnis Rücken. »Guter Hund, braver Hund. Das hast du fein gemacht. Jetzt zieh dich zurück und verspeise sie. Aber nicht vor meinen Augen.«

Minni hechelte zufrieden und gehorchte.

»Meinst du, hier gibt es viele davon?« Rolands Augen leuchteten hoffnungsfroh.

»Sag bloß, das würde dir gefallen.« Gysela schüttelte sich vor Ekel.

»Ja, das würde es. Ich brauche sie als Übungsobjekte.« Roland ließ sich auf einem abgesägten Baumstumpf nieder, holte einen Haufen kleiner Kiesel aus seinem Beutel und legte seine Schleuder auf sein rechtes Knie. »Vielleicht erlege ich uns Kaninchen. Oder Vögel. Irgend etwas.«

Philipa betrachtete ihren Bruder liebevoll. Er war der Mann im Haus und schien sich auf seine Funktion als Versorger zu besinnen. Schade, daß er nicht zehn Jahre älter war.

»Ich hab was gefunden.« Das war Gysela, die atemlos von einem Erkundungsgang durch ihr neues Zuhause wiederkam. »Dahinten ist eine Leiter, die führt auf den Dachboden. Oben ist es fast sauber, und es gibt auch keine Ratten, glaube ich, bloß Tauben, aber die waren nur in der großen Kammer, weil da das Dach leck ist, aber daneben ist noch eine kleine, und die ist trocken. Wenn wir hier unten sauberes Stroh oder Gras finden, können wir uns da oben ein Nachtlager bauen.«

Sie war praktisch veranlagt, die Gysela.

»Zeig mal.« Philipa betrat hinter ihrer Schwester das baufällige Haus, es war völlig leergeräumt, nur in der Mitte konnte man an einem schwarzen rußigen Fleck noch erkennen, wo einmal das Herdfeuer gelodert hatte. Gammeliges Stroh lag auf dem Fußboden, es war feucht geworden und hatte gegoren, das war es auch, was so komisch roch. Sie würden es nach draußen räumen müssen, dann war es bestimmt schon viel besser.

»Außerdem habe ich noch etwas ganz Tolles entdeckt«, sagte Gysela stolz, als sie vor ihrer Schwester die erstaunlich intakte Leiter hinaufkletterte. »Einen Ledereimer, den haben sie vergessen mitzunehmen.«

Ein Eimer! Der war Gold wert, wirklich. So konnten sie Wasser vom Brunnen holen, um sich zu waschen und etwas zu trinken zu haben. »Du bist prima, Gisi, ehrlich.« Philipa kniff ihre Schwester in die blanke Wade, und sie quietschte.

Dann waren sie oben. Der große Raum war tatsächlich nicht zu verwenden, er wurde als Taubenschlag benutzt mitsamt den dazugehörigen Hinterlassenschaften, aber die kleine Kammer nebenan war einigermaßen sauber. »Ich hole mir einen Zweig mit Blättern dran und fege hier aus«, erklang Gyselas Stimme resolut, sie hatte sich schon

alles genau überlegt.

»Ja. Außerdem ist unter dem fiesen, schimmeligen Stroh unten vielleicht noch etwas trockenes, das können wir dann hochschaffen. Oder wir nehmen Gräser, davon gibt's ja genug auf dem Hof. Das riecht bestimmt auch gut. Jetzt im Sommer brauchen wir keine Decken und können einfach so hier schlafen, und im Winter sind wir sowieso schon weg.«

»Genau. Dann kuscheln wir uns unter Pelzdecken und in reine Wolle.« Sie kicherten, die Vorstellung war einfach zu phantastisch.

Philipa konnte wegen des schrägen Daches nur in der Mitte des kleinen Raumes noch so gerade eben stehen. Sie bückte sich und ging zu der Fensteröffnung, die ohne Möglichkeit, sie zu verschließen, in der Wand gähnte. Die hölzernen Fensterläden, die ehemals wohl hier gewesen waren, gab es längst nicht mehr. »Wir werden eine wunderbare Aussicht auf den Sternenhimmel haben«, verkündete sie. Und hoffentlich nicht naß regnen, aber warum sollte sie Gyselas Finderstolz trüben.

Von unten ertönte ein Schrei.

Sie blickten sich an, atemlose Stille für einen Moment. Dann rutschten sie mehr schnell als elegant die Leiter hinab und landeten mit einem dumpfen Plumps im Hof, direkt neben Roland, dessen Gesicht im reinsten Triumph erstrahlte.

»Ich hab eine«, verkündete er stolz und zeigte glücklich auf eine fette Ratte, die in einiger Entfernung im Stroh lag. Mit zerdelltem Schädel. Philipa schüttelte sich.

»Was machen wir jetzt damit?«

Das hatte sich Roland auch noch nicht überlegt. »Keine Ahnung«, bekannte er.

»Was Papa wohl davon halten würde, wenn er wüßte, daß wir hier sind?« Rolands Stimme klang ein bißchen dünn.

»Nichts.« Gysela weigerte sich, allzu gefühlvoll zu sein.

»Er sagte immer, ich würde ein Ritter werden und tapfer für Gerechtigkeit auf Erden und Frieden im Himmel kämpfen.« Jetzt schwankte die dünne Stimme ein wenig.

»Ritter, haha«, sagte Gysela erbarmungslos.

»Warum nicht?« Roland verschränkte trotzig die Arme vor der Brust. Sein Vater hatte ihm nie das Gefühl gegeben, er sei kein echter Aichberger, bloß weil seine Mutter eine Milchmagd war. Philipps Gemahlin hatte das wohl anders gesehen.

»Du bist ein Bastard, schon vergessen? Um die reißt sich normalerweise keiner. Pippa, sag doch auch einmal was.«

»Wenn er Rollo bei einem Burgherrn untergebracht hätte, wäre ja auch ein Ritter aus ihm geworden.«

»Hätte, wäre, wenn. Larifari. Er war nie da, oder? Hat er also nicht gemacht.« Und wenn er da war, hatte er mit seiner legitimen Tochter Philipa weite Ausritte gemacht oder seinen einzigen Sohn mitgenommen. Einzig Gysela hatte kaum etwas von ihm gehabt. Weder ein Junge noch legitim zu sein war wohl zu wenig.

Roland schwieg. Sie hatte ja recht. Philipp von Aichbergen hätte nach Hause kommen und für seine Kinder Vorsorge tragen sollen. Aber als er dann die Heimreise antrat, tat er es, um dort zu sterben.